

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 29 (1939)
Heft: 22

Artikel: Passion in Bern : ein Täuferroman [Schluss]
Autor: Laedrach, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645904>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

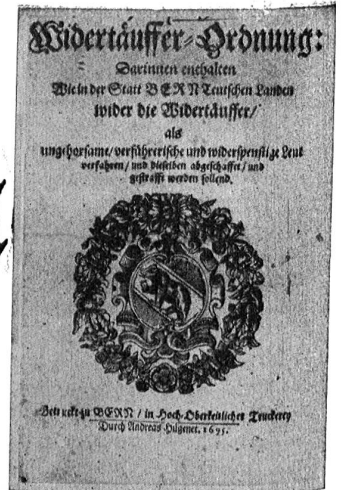


Passion in Bern

Ein Täuferroman

v o n

Walter Laedrach



Copyright 1938, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach

Schluß

Nachdem sie sich zu diesem Entschlusse durchgerungen, löste sie sich aus ihrer Starre und befahl dem Kutscher, sofort anzuspinnen, sie müsse nach dem Wilthofe.

Der Landvogt und Friedrich Albert waren wieder auf dem Bauplatze. Ohne auf sie zu warten und Abschied zu nehmen, jagte sie mit den Töchterchen noch vor dem Mittagessen davon.

Sie sah verstört im Wagen; sie sah nicht zum Kutschenfenster hinaus in den schönen Tag. Sie dachte nur: Jetzt muß ich es wissen, lebt in Frankreich eine Nebenbuhlerin oder nicht? Ja? Nein? Ja? Die Kutsche holperte auf und ab, und die Generalin kam zu keinem Schluß.

Seit Jahren schon hat er mir nicht viel nachgefragt; er war lieber fort im Krieg. Seit wann ist einer gleichzeitig Landvogt und kaiserlicher General? Doch nur, wenn er möglichst weit von der Frau sein möchte!

„Mama, fehlt dir etwas?“ fragte ihr Töchterlein, „schau doch dort die Störche auf der Wiese, schau, einer fliegt mit einer zappelnden Schlange im Schnabel davon!“

Aber die Mama schaute nicht und schloß die Augen und seufzte: „Es ist doch etwas nicht in Ordnung!“

„Ja, Mama, fahren wir doch lieber gleich nach Bern statt in den Wilthof, dort ist ein Arzt!“

„Aber der Großpapa ist dort, und der kann mir am besten helfen!“

Gegen den Abend fuhren die Pferde im Wilthof vor.

Der Schultheiß, der den warmen Abend im Pavillon unter den hohen Kastanien verbrachte, stand überrascht auf.

„Margareta“, sagte er endlich, „bist du krank?“

Sie nickte nur und brach in Tränen aus.

„Ich schicke gleich nach dem Doktor Müsli, er kann noch vor zehn Uhr da sein, wenn der Knecht gut reitet.“

„Nein, Papa, ich brauche einen andern Arzt“, und sie stieg an seiner Hand in ihr Zimmer hinauf.

„Papa“, sagte sie dort, „du weißt es ja, der General...“

„Was ist schon wieder?“ wollte der Schultheiß abweisend fragen, aber nun sah er beim Kerzenschein etwas Dunkles in den Augen der ergrauenden Tochter, und das erschreckte ihn.

„Etwas Neues?“ fragte er deshalb teilnehmend, „ich hatte doch erst mit ihm gesprochen.“

„Nein“, seufzte sie tief, „etwas Altes! Jetzt schau doch, ob du es herausbringst, ich kann sonst nicht mehr zu ihm zurück“, und sie zitterte am ganzen Leibe.

Der Schultheiß sah zum erstenmal bewußt, daß es außer dem Staate auch noch Menschen gibt, denen es gut oder schlecht gehen kann und für die man sorgen muß; und jetzt ging es dem einzigen Kinde nicht gut; wenn man da nicht helfen konnte, so gab es ein Unglück.

„Ja“, sagte er, „ich verspreche es dir, ich will nachforschen.“

Aber jetzt halte dich gut! Zuerst soll dich die Barbara in Behandlung nehmen, du hast ja den ganzen Tag noch nichts gegessen. Dann geh ins Bett und schlaf aus. Ich will noch heute abend überlegen, was zu tun ist.

Doch eines mußt du mir versprechen: Was auch an dem Tag kommen mag, nimm es auf dich und trag es wie eines Schultheißens Willading Tochter. Die Stadt soll nichts davon erfahren, die Freude gönnen wir unsern Feinden nicht.

Ist es schlimm, so bleibst du ganz bei mir, ich werde auch alt, oder du beziehst das neue Schloß in Thunstetten, und dem General geben wir einen Posten, daß er in der Stadt bleiben muß; wir wählen ihn etwa als Heimlicher.

Es wird dich niemand zwingen, mit ihm zu leben, wenn es nicht mehr geht; aber vielleicht geht es doch wieder, seine Verdienste sind auch nicht klein, so daß man ihm entgegenkommen darf. Und wer hat noch nie einen Fehler gemacht?“

Des Vaters unerschütterliche Ruhe und sein bloßes Dasein strömten eine solche Zuversicht aus, daß es auch der Generalin leichter ums Herz wurde und sich die Wolken an ihrem Himmel nach und nach etwas verzogen.

„Jetzt berichten wir noch nach Narwangen“, schloß er, „du feiest plötzlich zum Doktor Müsli und kommst sobald als möglich wieder, sobald es die Gesundheit erlaube, und morgen fahren wir in die Stadt, du zum Arzt, er soll dich untersuchen, und ich auf die Ratskanzlei.“

Noch am gleichen Abend ließ der Schultheiß den Pächter Kräuchi rufen.

„Besinnt Ihr euch an den Knecht, der vor Jahren vom General fortgejagt wurde?“, begann er.

Wo soll das wohl hinaus?, dachte Kräuchi. Mit dem General ist etwas nicht in Ordnung, man hat ihn schon lange nicht mehr hier gesehen, die Frau kommt immer allein. Also ist es vielleicht am besten, wenn ich die Wahrheit sage.

„Ja, ich besinne mich noch an ihn.“

„Wie hieß er?“

„Peter Hertig.“

„Von wo?“

„Aus der Gegend von Sumiswald.“

„Richtig“, fiel der Schultheiß ein, „aus dem Amt Brandis.“

Wie stellte er sich hier?“

„Er war nicht lange da, aber ich war zufrieden mit ihm.“

„Warum hat ihn der General fortgejagt?“

Der Pächter befann sich. „Weil er in Frankreich gestohlen habe“, sagte er langsam.

„Hat er hier auch gestohlen?“

„Nein, und ich glaube auch nicht, daß...“

Der Pächter schwieg und erschrak, weil ihm zuviel entschlüpfte war.

„Was glaubt Ihr nicht?“

Der Bächter schwieg beharrlich. „Ich weiß nicht“, sagte er endlich.

„Kräuchi“, sagte jetzt der Schultheiß, „ich bin jetzt ein alter Mann, schon über siebenzig, war ich einmal ungerecht gegen Euch?“

„Nein, gnädiger Herr“, sagte der Bächter rasch und mit warmer Ueberzeugung.

„So seid auch recht gegen mich. Was auch herauskommen mag, vertrauet es mir an. Ich bin zu nahe bei meiner letzten Wohnung, als daß ich noch etwas anderes übelnehmen könnte als Unehrllichkeit.“

Also, was glaubet Ihr nicht?“

Und jetzt kam es heraus, stotternd nur, aber klar: „Daß der General ihn deswegen fortgejagt hat.“

„Warum denn“, fragte der Schultheiß ernst; aber seine Amtsstrenge war von ihm gewichen, vor dem Bächter stand nur noch ein leidender Mensch.

„Der Hertig erkannte ihn wieder und fragte ihn nach seiner ersten Frau.“

„Ersten Frau?“, entfuhr es dem Schultheißen, „ist es also doch wahr?“

„Der Hertig behauptete, der General habe in Frankreich eine andere Frau gehabt, und ihm darf man es ohne weiteres glauben.“

Das ist aber auch alles, was ich weiß. Ich habe es nie weitergesagt, weil ich nicht in ein übles Geschwätz hinein wollte.“

Der Schultheiß schwieg eine Zeitlang. „Ihr habt recht gehabt“, sagte er endlich, „wir wollen auch weiterhin schweigen. Versprochen?“ Damit drückte er dem Bächter die Hand.

„Ja“, sagte dieser, „ich verspreche es.“

Also waren die ewigen Gerüchte und die schlimme Ahnung meiner Tochter doch begründet, sagte sich der Schultheiß und ging in sein Schlafzimmer.

Die Offiziere seines einstigen Regiments werden nicht Auskunft geben können, wissen vielleicht auch gar nichts, die Soldaten noch weniger. Am ersten wäre bei den Luzernern etwas zu vernehmen, die gäben jetzt schon Auskunft, wenn es über einen Berner hergeht. Aber der geradeste Weg wäre vielleicht der nach Solothurn zum Ambassador. Eine vertrauliche Anfrage, eigenhändig geschrieben? Beim Kerzenschein schrieb er noch dieselbe Nacht ein Billett an den Herrn Francois Charles de Bintimille, Graf du Luc, und beim Morgenrauen ritt der Bursche damit nach Solothurn.

Zur Besperzeit war er wieder da mit einem Siegelbrief.

Er enthielt die von der Gefandtschaftskanzlei beglaubigte Kopie des Certificat d'abjuration und des Trauscheins des Generals mit Françoise de Montrassier. Dabei war ein Handschreiben des Befandten mit der Bitte, von den Dokumenten keinen amtlichen Gebrauch zu machen.

Nachdem der Schultheiß die Schriftstücke gelesen, lehnte er sich in seinen Stuhl zurück, gealtert und milde.

Sein Schwiegersohn ein Apostat und ein Bigamist!

Hundert Gefühle stürmen auf ihn ein. Er verspürte heißes Mitleiden mit der betrogenen Tochter, er verabscheute den General, er verachtete sich selber, daß er dessen Maske nicht eher durchschaut hatte.

Und plötzlich erinnerte er sich an Peter Hertig. Hatte er dem nicht auch selber Unrecht getan?

Aus der wirren Fülle der ungezählten Akten, die durch seine Hände gegangen, tauchte plötzlich ein Bericht des Landvogts von Brandis in seiner Erinnerung auf.

Der Mann war Täufer geworden und wollte seine Aussagen über den General nicht beschwören, darum blieb das Verbrechen solange verborgen. Und jetzt war er wohl auf den Galeeren!

Der Schultheiß wischte sich den kalten Schweiß von der Stirne. Da galt es etwas gut zu machen.

Er stand auf und ging ein paar Schritte im Salon auf und ab, wie um sich zu beruhigen und einen Ueberblick zu gewinnen.

Nein, sagte er sich, darin irren die Täufer, den Staat hätten sie nicht ablehnen sollen.

Und darin, der Schultheiß stöhnte, darin irrte der Staat und irrte ich, wir hätten ihren reinen Willen nicht verachtet, sondern in gesunde Bahnen lenken sollen!

Daß ich das erst jetzt erkenne, nachdem ich die Verdorbenheit der Welt in der eigenen Familie erlebe!

Wie wäre ihre Sittenstrenge ein Vorbild für unsere durch den Hof von Versailles verfeuchte Jugend; ein heiliges Feuer, dessen Blut uns verloren ging! Und wer trägt die Schuld?

Nachdenklich fuhr er andern Tages nach Bern in die Ratskanzlei.

„Ist etwas Neues eingelaufen?“, fragte er den Ratschreiber.

„Nichts Wichtiges, nur der holländische Gesandte war wieder einmal da. Der Herr Runkel hat trotz aller Heimlichkeit vernommen, daß ein paar Täufer nach Sizilien geschickt wurden. Jetzt bringt er ein Interzessions schreiben der Generalstaaten und bietet sogar das Geld an, um die Verhafteten loszulassen und zurückzubefördern.“

Wider alles Erwarten des Ratschreibers stieg dem Schultheißen das Blut nicht in den Kopf, und zu des Schreibers größter Verwunderung sagte er: „Gut, so schreibt dem Obersten Hackbrett, der gegenwärtig in Lausanne ist und nächstens zu seinem Regiment nach Turin zurückkehrt, er möge bei seiner Majestät dem König von Sizilien umgehend die nötigen Schritte tun, daß die Galeerensträflinge wieder frei werden; aber nur die Täufer. Es war noch ein anderer dabei, der soll nur bleiben.“

Dem Gesandten der Generalstaaten aber macht Bericht, er könne das Lösegeld bei einem hiesigen Bankhaus anlegen!“ Damit verließ er lächelnd die Kanzlei.

„Der Schultheiß ist alt geworden“, sagte der Ratschreiber zu seinem Sekretarius Gabriel von Wattenwyl, „der alte Wein ist milder!“

„Aber das Geld verachtet er noch nicht, er denkt gewiß noch nicht ans Zurücktreten!“

Die hohe Wettertanne auf dem Monto ließ alle Nester schlaff herunterhängen unter der drückenden Schneelast, und das einfache Haus daneben war fast im Schnee begraben und trug eine fast mannhohe Schneedecke auf dem Schindeldach.

Im weichen Schnee vor der Haustüre purzelte ein gesunder Junge jauchzend herum, bis ihn sein Vater herein holte und an das fröhlich flackernde Herdfeuer trug, wo der Suppentessel dampfte.

„Jetzt ist's genug, Peterlein“, sagte er, sonst bekommst du noch den Husten. Aber draußen ist's schön, Mutter“, wandte er sich an seine Frau, die mit glücklichen schwarzen Augen auf den grauhaarigen Vater und den dicken Jungen schaute. „Alles so rein und weiß, und die Tanne und unser Hausdach haben es gerade wie wir die langen Jahre: Eine Last nach der andern, und jede neue wird schwerer und endlich kommt doch der Frühling und hat alles Leiden ein Ende, nicht wahr Breneli, wie bei uns!“

Und mit leise verhaltener Stimme sang er in die Blut des Herdfeuers:

Sie haben fünf Brüder genommen,
Geschmiedet in Eisen hinein.
Aufs Meer tun sie die schicken,
Gott will ihr' Seelen Hauptmann sein!

Wann sie euch schon tun führen
Bis an der Welt ihr Erd,
Gott will euch wiederum bringen
An den Platz, den er euch erwählt.

Dann zog er das Büblein auf die Knie und sagte glücklich: „Du Mutter, was sagst du jetzt zu dem Platz, den er uns erwähnt?“

Sie schnitt das Brot in die Suppenschüssel und sagte:

„Gott Lob und Dank, der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest!“

Zur gleichen Zeit wölbte sich über der alten Stadt Bern ein grauer Schneehimmel, aus dem in nicht endender Fülle die weißen Flocken auf die Gassen herunter wirbelten, als wollten sie da unten alles zudecken, was zuzudecken wäre, und alles Unrecht auslöschen, daß keine Erinnerung daran bliebe.

Im Lehnstuhl am Fenster schlief der alte Schultheiß Willading. Da ging die Türflanke, und seine Tochter, die weißhaarige Frau Generalin, trat herein, leise nur; aber der Schultheiß erwachte doch und sah in das unendliche, beruhigende Schneetreiben hinaus. „Nun habe ich es doch noch erlebt“, sagte er müde.

„Was meinst du, Papa?“ fragte die Generalin.

„Den Frieden zwischen dem Abt von St. Gallen und den Toggenburgern; jetzt fällt der erste Schnee drauf, der hält.“

Es ist nicht alles so herausgekommen wie ich gemeint habe, in diesem Frieden nicht und auch sonst nicht. Es war manches zu heiß angerichtet, heißer, als es gegessen wurde; aber ich habe es immer gut gemeint, auch wo ich vielleicht zu streng war. Und gegen die Täufer . . .“

„Ach Papa, es geht ihm jetzt gut. Der Friedrich Albert hat es selber gesehen. Er war mit dem Herrn Stürler in Chindon und hat ihm ein Roß abgekauft, ein gutes Roß.“

Es ist in unserem Stall an der Postgasse; es paßt gut zu dem Gespanen in Thunstetten.“

„Und gegen die Täufer“, beharrte er, „würde ist doch jetzt anders sein!“

Eigentlich wollten wir ja das Gleiche! Ich wollte einen mächtigen Staat, und sie, . . .? Sie auch! Aber nicht ganz auf die gleiche Art.

Der wird der beste Schultheiß sein, der die beiden Wege . . .“ Er führte die beiden müden Hände langsam gegeneinander und ließ sie plötzlich sinken.

„Papa!“, rief die Generalin, im tiefsten Herzen erschrocken.

Der Schultheiß starrte mit gebrochenen Augen, aber einem Lächeln auf den Lippen, in den fallenden Schnee hinaus.

Ende.

Was man doch alles glaubt.

Von Johann Rudolf Kuhn.

„D'Herdöpfel setz styf i der Wag;
„Geb' d'fäist, so lueg, ob uf dä Tag
„Das Zeiche guet syg, füst git's nit!“
Das b'richte geng no myner Lüt.
U-n-alli glaube's wyt u breit.
Warum? Der Großhant het's so g'seit.

Was meinst, we's usgands Meye g'frürt,
Deb ächt der Rebme nit verlürt,
Wo styf uf d's Zeiche g'achtet het?
I glaube's nit! Es gilt es G'wett!
Sai Chorn im Stier, im Wasserma,
Der Hagel wird dir's glych zerschlah!

„Z'Nacht darf i bi keim Grab vorby:
„Bim Chilchhof soll's ung'hürig sy:
„Der Ugerist verchündet Stryt:
„Schreit d'Wiggle-n-isch der Tod nit wyt:
„D'Herz macht is Bych u Möntsche chranf:
„Der Tüfel chunnt u geit mit G'stant.“

Seit d'Bibli: „Gott het d'Sterne g'macht,
„U-n-er regiert si Tag und Nacht:
„Vor Himmels-Zeiche häb nit bang:
„Werch nume brav dyr Lebelang,
„Es g'rathet g'wüß, du wirst es g'feh“:
So glaubt me doch der Prattig meh.

Probier, ob sövel g'lege-n-isch
Am Neu u Wädel! Spar der Mist
U fäi de, wie u wo du wit.
Es vollet doch im Spnycher nit.
Schien d'Sunne nie, u gäb's keis Thau,
So hulz kei Stier u kei Jungfrau.

Das glaubst du all's? Häb doch Verstand,
My Fründ! es ist e großi Schand,
Eifältig z'hy grad wie-n-e Heid!
Frag üse Herr! Er git zum B'scheid:
Wer glaubt, das alles sygi wahr,
Dä het e-n-jedere zum Narr.

Lob des Spießbürgers

Von Otto Zinniker

Glanzmann hatte jenes Alter erreicht, da man die Ansprüche auf die Genüsse des Lebens heruntergeschraubt und seine eigenen Jugendtorheiten im milden Lichte der Rückschau zu belächeln beginnt. Vieles von dem, was Glanzmann einst zu schaffen gemacht hatte, lag dahinten, war abgetan und erledigt wie ein ausgetragenes Paar Schuhe oder ein Spielzeug aus der Kinderzeit. Er verrichtete gewissenhaft seine Arbeit, bewohnte in seinem Haus eine eigene Stube mit Büchern und Bildern an den Wänden, trank abends, so oft ihn danach gelüstete, ein Glas spritzigen Seemeein und verkörperte mit einem Worte das, was man gemeinhin unter einem achtbaren pater familias versteht. Wenn ihn auch die jüngere Generation, von der er sich gemach ablöste, einen langweiligen Spießbürger schalt, mit dem

absolut nichts Rechtes mehr anzufangen sei, so war er mit seinem Los im großen und ganzen doch zufrieden.

Eigentlich hatte sich Glanzmanns Hineinwachsen ins Spießbürgertum ohne nennenswerte Veränderung seines Wesens vollzogen. Denn noch immer vermochte er sich für alles Schöne und Gute, wie Dichtung und Musik, Vernunft und Gerechtigkeit, zu begeistern, wenn er auch langsam und ohne sich dessen bewußt zu sein, davon Abstand nahm, diese Dinge allfälligen Ignoranten gegenüber laut zu bekräftigen. Es war übrigens noch gar nicht lange her, daß er in eifriger Diskussion mit der Faust auf den Tisch geschlagen hatte, um seiner Meinung Gewicht zu verleihen. Nun aber war er zur Einsicht gelangt, daß das lärmige, robuste Auftreten nicht mehr zu ihm paßte. Und